



Dieses Modell des salomonischen Tempels (Ansicht von Westen), Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Hamburg hergestellt, findet sich im Museum für Hamburgische Geschichte.

Foto Markus Wacker

## Salomonische Museumskunde

Der Dresdner Zwinger als „Juden-Cabinet“ und Bühne für ein Tempelmodell

Mit dem Zwinger erhielt das Dresdner Residenzquartier im achtzehnten Jahrhundert einen innovativen Museumskomplex. August der Starke hatte aus der Festarchitektur schon bald ein Palais des Sciences gemacht, in dem seine Sammlungen nach Disziplinen getrennt – von der Mineralogie bis zur Zoologie, von Kupferstichen bis zu mathematischen Instrumenten – gleichsam theatralisch präsentiert werden konnten (Fragmente der Erinnerung. Der Tempel Salomons im Dresdner Zwinger. Hrsg. von Michael Korey und Thomas Ketselsen, Deutscher Kunstverlag 2010).

Kaum bekannt ist, dass das Schlüsselobjekt in Augusts Sammlungskosmos ein mehr als zwölf Quadratmeter großes hölzernes Modell des salomonischen Tempels war. An zentraler Stelle des Zwingers, im Wallpavillon, wurde es Schaustücker von 1734 bis Anfang der dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts gezeigt.

Michael Korey (Dresden) kann mit guten Gründen die These aufstellen, dass die Präsentation des Tempels an so exponierter Stelle das wohl erste jüdische Museum der Welt hervorgebracht hat, denn in ihrem Sog wurden auch zahlreiche jüdische Ritualgegenstände sowie die Nachbildung eines Synagogenraumes gezeigt. Bisher hatte man die Gründung jüdischer Mu-

seen ins letzte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts datiert. In Dresden war es bereits 150 Jahre früher möglich, neben den Modellen von Tempel und Stiftshütte die lebensgroße Figur eines Rabbiners im Gebetsmantel zu bewundern, zudem wurden öffentlichkeitswirksam eine Esther-Rolle, ein Beschneidungsmesser, Amulette, ein Widderhorn und manches andere gezeigt. In einem protestantischen Land, regiert von einem katholischen Herrscher, in dem es keine Synagogen geben durfte, war wenigstens Platz für ein sehenswertes jüdisches Museum. Hinweise darauf finden sich in Reiseführern, Stadtbeschreibungen und in Tagebüchern wie in dem des jungen Schopenhauer.

August der Starke, der als König von Polen auch Landesherr der weltgrößten jüdischen Gemeinde geworden war, musste allein aus Staatsräson ein sichtbares Interesse an Judaica zeigen, was aber, so Stephan Wendehorst (Gießen/Wien), im Kurfürstentum Sachsen keineswegs ein philoantisches Klima erzeugen konnte. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert war Sachsen de facto „judenfrei“. Mit dem Wort vom „protestantischen Spanien“ fand Heinrich Graetz für dieses Land die treffende Formel. „Luther hätte zur Behandlung der Juden in dem Sachsen sei-

nes Bekenntnisses seine Zustimmung geben können“, so der wohl bedeutendste jüdische Historiker des Wilhelminischen Kaiserreichs. Gewiss gab es in Leipzig und Dresden jüdische Inseln, die ihre Existenz der merkantilistischen Wirtschaftspolitik sowie der höfischen Prachtentfaltung der Kurfürsten verdankten. Dennoch blieb noch bis ins neunzehnte Jahrhundert das Betreten der Brühlischen Terrasse am Dresdner Elbufer „Hunden, Bettlern und Juden“ verboten. Mit der bei Jacques Derrida entlehnten Kategorie der „Judentümer“, die die jüdische Geschichte in einem breiteren, auch die nichtjüdische Umwelt umfassenden Kontext verankern soll, fördert Wendehorst eine widersprüchliche Vielfalt zutage. Diente doch das Judentum aus christlicher Sicht ebenso als zu vereinnahmendes Erbe wie als abgrenzende Kontrastfolie. Antijüdische Polemik in Bachs Passionswerken und die Propagierung des salomonischen Tempels als Maßstab barocker Baukunst stellen zwei Seiten der frühneuzeitlichen Medaille dar. Dennoch fällt auf, dass die humanistische und barocke Wissenskultur der frühen Neuzeit – ganz im Gegensatz zur Welt der modernen Wissenschaft – aus „Judentümern“ oft ihr Selbstverständnis bezog, galten sie doch als Gegenstand oder gar

Schlüssel zur Erkenntnis Gottes und der Welt.

Hätte es sich beim Tempelmodell um ein pures Kuriosum gehandelt, wäre es im Grünen Gewölbe besser aufgehoben gewesen; im Wissenspalast des Zwingers konnte es als zentrales Glied eines wissenschaftspolitischen Programms gelesen werden. Salomons Tempel war allgegenwärtige Chiffre des Wissens der frühen Neuzeit, wie Jim Bennett (Oxford) ausführt. Als idealem Bauwerk, von dem es hieß, ihm seien die göttlichen Proportionen eingeschrieben, diene es als Medium einer engen Korrelation von Naturverständnis, moralischer Erneuerung der Menschheit und Gotteserkenntnis, an dem jede moderne Trennung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften zerschellen musste. Das Naturwissen schöpfe aus akribischer Bibellektüre: Ebenso wie die Erzählung von der Arche Noah regte auch die Errichtung des ersten Jerusalemer Tempels, dessen Bauherr sich nicht zuletzt als Naturhistoriker verstand, zum Studium der Außenwelt an. Salomon stieg geradezu zur Galionsfigur der Wissenserweiterung auf.

Ausgehend von Francis Bacons Nova Atlantis (1626), bürgerte sich für Gelehrten-gesellschaften, die sich der gemeinsamen

Erforschung der Natur widmeten, die Bezeichnung „Salomos Haus“ ein. Doch damit nicht genug: Als Werk Gottes gewährte die Tempelerrichtung Einblicke in eine ursprüngliche, adamitische Geometrie. Detailliert berichten biblische Quellen – das erste Buch der Könige, das zweite Buch der Chronik sowie die Tempelvision des Propheten Ezechiel – von Dimensionen und Proportionen. Die Verführung war groß, aus der Architektur des Tempels eine Harmonielehre abzuleiten, die auch für Mensch und Kosmos Gültigkeit beanspruchen konnte. Für andere nicht ganz so spekulative Naturen dienten die biblischen Tempelbeschreibungen als Inspirationsquelle, Maße und Gewichte zu vereinheitlichen, deren verwirrende Vielfalt auf den Sündenfall zurückgeführt wurde.

Bei Bischof Richard Cumberland konnte sich sogar modern anmutendes Experimentierwissen in den Dienst biblisch inspirierter Metrologie stellen. In seinem Essay „Towards the Recovery of the Jewish Measures and Weights“ von 1686 bestimmt ein im Sekundenrhythmus schwingendes Pendel das Ausmaß einer Elle; ein Verfahren, das die Royal Society damals als vielversprechenden Ansatz zur Definition eines universellen Längenmaßes ansah. STEFAN LAUBE

## Nachdenken wäre der Intelligenzdebatte zuträglich

Kann wirklich nur ein „Biologist“ behaupten, Intelligenz sei größtenteils erblich bedingt? In der Debatte um Thilo Sarrazins Buch gehen die Begriffe wild durcheinander.

Von Martin Hoffmann

Thilo Sarrazins Behauptung, dass Intelligenz zu fünfzig bis achtzig Prozent erblich sei, hat erheblich zur Polarisierung beigetragen. Gerade hierin erblickt Sigmar Gabriel den wichtigsten Grund für Sarrazins Parteiausschluss. Nicht in seiner Beschreibung der Integrationsprobleme, so Gabriel, liege das Problem, sondern in seiner „Kernthese“: Diese Probleme hätten damit zu tun, „dass Menschen genetisch disponiert sind und bestimmte Verhaltensweisen sich nicht etwa kulturell vererben, sondern genetisch, biologisch“.

Zum Zankapfel wird die Erblichkeitsthese, weil sich Sarrazin und Gabriel anscheinend insofern einig sind, dass diese These gesellschaftspolitisch weitreichende Konsequenzen habe. Auf der einen Seite legt Sarrazin nahe, dass teure Bildungsmaßnahmen prinzipiell wenig sinnvoll seien, sofern Intelligenz ohnehin größtenteils erblich sei; auf der anderen Seite steht der Vorwurf, wer so etwas auch nur

behaupte, hänge einem einseitig biologischen Menschenbild an. Beide Seiten gehen offenbar von der Annahme aus, die Erblichkeitsthese sei gleichsam ein Naturgesetz, also für alle intelligenten Organismen gleichermaßen gültig. Diese Interpretation beruht nun auf einem mangelhaften Verständnis der Grundbegriffe „Intelligenz“ und „Erblichkeit“. Gegen diese Interpretation lässt sich auf zwei Ebenen argumentieren. Erstens auf empirischer Ebene. Dies ist in der vergangenen Woche ausgiebig geschehen. Die Debatten enden allerdings meistens in einer Pattsituation, weil die empirische Befunde – wie so oft – komplex sind und jeder Studien vorfindet, die seine Position stützen.

Zweitens aber lässt sich auf wissenschaftsphilosophischer Ebene gegen diese Interpretation argumentieren. Auch unabhängig von empirischen Befunden kann man allein durch das Verständnis von begrifflichen und methodischen Grundätzen einsehen, dass die oben skizzierte Interpretation der Erblichkeitsthese falsch sein muss. Die entscheidende Frage lautet dabei: Was besagt Sarrazins „Kernthese“ eigentlich, wenn man sie angemessen interpretiert?

Zunächst ist die Entscheidungsfrage „Was ist wichtiger für Intelligenz, die Gene oder die Erziehung?“ schon deshalb irreführend gestellt, weil es sich nicht um zwei parallele oder gar konkurrierende Wirkmechanismen handelt. Es handelt sich somit nicht um eine Entscheidungsfrage des Typs „Glühbirne oder Energiesparlampe – welche Lichtquelle ist effizienter?“. Anlage (Gene) und Umwelt (Erziehung) sind vielmehr zwei sequenziell hintereinandergeschaltete Glieder in einer

Verursachungskette, die beide notwendig zur Realisierung eines Ergebnisses sind. Dabei generiert die genetische Anlage Potentiale, die dann durch die Umwelt realisiert werden oder eben nicht. Beides ist also wahr: Jedes Intelligenzpotential hat eine genetische Grundlage, ohne geeignete Förderung kann kein Potential realisiert werden. Die Frage nach dem Verhältnis von Anlage und Umwelt ist deshalb etwa so angemessen wie die Entscheidungsfrage: Was braucht man dringlicher, um einen Apfel zu zerschneiden – einen Apfel oder ein geeignetes Schneidegerät?

Damit stellt sich die Frage, wie überhaupt Prozentangaben zu erblichen „Anteilen“ von Intelligenz sinnvoll interpretiert werden können. Hierfür wurde in der modernen Intelligenzforschung ein Ansatz entwickelt. Statistische Maßzahlen wie der Intelligenzquotient (IQ) spielen dabei eine Schlüsselrolle. Sie erfassen aber keine Beträge oder Anteile von Intelligenz, sondern beschreiben lediglich den Rang, den ein Individuum in einer untersuchten Vergleichspopulation einnimmt. Das Maß ist also populationsrelativ. Schreibt man einer Person den IQ 100 zu, so ist damit gesagt, dass die Hälfte der untersuchten Vergleichspopulation intelligenter und die andere Hälfte der Population weniger intelligent sind als die betreffende Person. Jeder Versuch, „Anteile“ von Intelligenz zu erklären (etwa: achtzig Prozent Gene, zwanzig Prozent Erziehung), ist somit auf der Grundlage des IQ prinzipiell unmöglich.

Was aber besagt dann eine prozentuale Aussage über die Erblichkeit von Intelligenz? Um einen sogenannten Erblichkeitskoeffizienten zu berechnen, muss man ne-

ben Intelligenzunterschieden auch genetische Unterschiede in derselben Population messen und dann nach statistischen Zusammenhängen (Korrelationen) zwischen genetischen und Intelligenzunterschieden suchen. Die Aussage „Achtzig Prozent der Intelligenz ist erblich“ besagt dann, dass man zu achtzig Prozent der Intelligenzunterschiede korrespondierende genetische Unterschiede gefunden hat.

Damit haben wir das begriffliche Rüstzeug in der Hand, um zu zeigen, inwiefern Erblichkeitskoeffizienten Aussagen über die Wirksamkeit von Bildungsmaßnahmen zulassen. Hier gibt es nämlich durchaus einen Zusammenhang. Allerdings in völlig anderer Weise, als es Sarrazin annimmt. Dreh- und Angelpunkt ist dabei die Einsicht, dass IQ und Erblichkeitskoeffizient immer nur populations- und damit umweltrelativ gemessen und interpretiert werden können. Nehmen wir, um die entscheidende Pointe zu illustrieren, der Einfachheit halber an, es ließen sich tatsächlich für alle Unterschiede im Merkmal Intelligenz korrelierte genetische Marker finden. In vergrößerter Sprechweise: Was wäre mit dem Befund „Ein-hundert Prozent der Intelligenz sind erblich“ gesagt? Lediglich, dass sich in der untersuchten Population zu allen Intelligenzunterschieden korrelierte genetische Unterschiede finden lassen. Ein solcher Befund kann nur in Umwelten auftreten, die alle genetisch angelegten Potentiale optimal realisieren – also in einer Umwelt, die ein allgemein zugängliches und auf individuelle Talente abgestimmtes Bildungssystem bietet.

In einem selektierenden Bildungssystem dagegen, das die Talentierten auswählt und optimal fördert und die Minder-

intelligenten nicht mehr fördert, gäbe es neben den genetischen auch durch die Umwelt erzeugte Intelligenzunterschiede. Wenn solche sozialen Auswahlmechanismen wirken, wäre somit zu erwarten, dass der Erblichkeitskoeffizient sinkt. Denn neben den genetisch korrelierten Intelligenzunterschieden gibt es nun einen Anteil umweltgenerierter Intelligenzunterschiede. Paradoxerweise spricht also ein hoher Erblichkeitskoeffizient gerade nicht dafür, dass differenzierte Bildungsangebote wirkungslos seien, sondern ist im Gegenteil eher ein Indikator für ein allgemein verfügbares und individuellen Anlagen angepasstes Bildungssystem. Nur ein solches System nivelliert umweltgenerierte Intelligenzunterschiede – und diese Funktion soll es ja auch erfüllen.

Wie diese Überlegungen zeigen, gibt es in der Debatte um Sarrazins „Kernthese“ Begriffsverwirrungen auf verschiedenen Seiten. Ein hoher Erblichkeitskoeffizient spricht nicht für die Irrelevanz von Bildung und Erziehung, sondern seine Höhe hängt von Rahmenbedingungen des vorhandenen Bildungssystems ab. Deshalb passt die Erblichkeitsthese auch schlecht zu einem biologistischen Menschenbild und hat schon gar nichts mit Rassismus zu tun. Erblichkeitskoeffizienten sind – richtig interpretiert – interessante diagnostische Kennzahlen, die uns zum Beispiel darüber aufklären können, welchen Anteil genetischer Potentiale wir in unseren Bildungssystemen faktisch realisieren. In dieser Hinsicht können sie auch für die Debatte um Integrationsprobleme relevant werden, was jedoch die Kontrahenten auf beiden Seiten bisher übersehen haben.

Der Autor ist Psychologe und Philosoph. Er lehrt an der Universität Hamburg Wissenschaftstheorie.

Warum die Antike?

## Non vitae

Über die Gründe dafür, im Gymnasium Latein und Griechisch zu lehren, wird seit Jahrhunderten diskutiert. Teils galt die Antike als Vorbild, teils hieß es, man müsse sie kennen, weil in ihr die Voraussetzungen der europäischen Kultur lägen. Hegel fand am Griechischen und der Beschäftigung mit der Antike sinnvoll, dass die Sprache schwer und die Antike fremd wie nah zugleich sei. Alexis de Tocqueville notierte, an klassischen Schriftstellern lerne man eine Dichtung kennen, deren Autoren sich noch Mühe gegeben hätten, weil sie nicht für den Tag schrieben. Bis vor kurzem konnte man meinen, jede denkbare Antwort auf die Frage „Warum die Antike?“ schon gehört zu haben.

Am 20. Mai dieses Jahres ist der Kieler Soziologe Lars Clausen, eine der ungewöhnlichsten Erscheinungen seines Faches, gestorben. Schon ein Blick in seine Bibliographie zeigt, welch ein ungewöhnlicher Forscher er war. Man findet darin Publikationen zu einem Gebiet, das er selbst begründet hat, die Soziologie der Katastrophen, eine des Tauschs, eine der Wirtschaftswerbung und eine der Jugend, einen Band mit dem Titel „Entsetzliche soziale Prozesse“ sowie Aufsätze über den Einfluss der haitianischen Revolution auf Kleist, über die Vorwegnahme von politischen Umbrüchen in der Musik, über Arno Schmidt und über die Analyse verschiedener letzter Züge in einer Schachpartie.

Wie ungewöhnlich Clausen war, kann jetzt auch dem Nachdruck einer vor zehn Jahren gehaltenen Vorlesung entnommen werden („Gymnasiale Kulturhistorie als Weg in die Soziologie“, in: Kultur & Gespenster, Heft 11, Textem Verlag, Hamburg 2010). Darin erzählt der 1935 geborene Forscher seinen Weg in die Soziologie anhand des eigenen Gymnasialunterrichts und seiner Umstände in den ersten Nachkriegsjahren. Er tut es in einem hinreißenden Vortragsstil: „Ich begrüße die nach einer Woche inhaltsamer Erwägung neu Hinzugestoßenen“ oder „Ihnen allen wohl vom Weghören bekannt: Theodor Mommsen“ oder „Zehn Jahre habe ich meine humanistische Bildung praktisch nicht gebraucht. Wäre ich nach acht Jahren gestorben, so hätte ich gesagt, ich habe meine Schulzeit falsch angefangen. (Ein irrationaler Konditionalsatz, denn ich blieb leben.)“ Und liefert dabei unter der Hand eine bemerkenswerte Begründung für die Beschäftigung mit griechisch-römischen Altertümern.

Die Umstände jener Schulzeit, das waren die Flucht der Familie aus Pommern nach Hamburg, die englische Besatzungszone, der Einsturz soeben noch gültiger Strukturen, vom Hitlergruß über die Geographie Deutschlands bis zu Preußen. Was Clausen später im Titel seines Aufsatzbandes „Krasser sozialer Wandel“ anspricht, dafür war die Zeit von 1945 bis 1950 beispielhaft. Man ging „sommers barfuß ins Gymnasium“, und nicht nur die Unbemittelten, sondern alle waren noch etwas ärmlicher. „Dann aber, ab 1948, erlebte ich die erste wirkliche Revolution meines Lebens“ – die Währungsreform. Gestern waren die Schaulustler leer – die Produzenten hatten in Erwartung des neuen Geldes Lager gebildet –, und plötzlich waren sie voll. Worauf sofort Arbeitslosigkeit entstand, weil die Firmen sofort Zahltag in DM hatten. Trotzdem wurde das Jammern seltener, und es rollten die Wellen durchs Land: Fress-, Wohn-, Reise-, Autowelle.

Seiner Vorlesung schickt Clausen die Bemerkung voraus, der „Vorteil einer langen und falsch angewandten Jugend des Jahrganges 1935“ sei die Erfahrung gewesen, dass die Gesellschaft niemals stillstehe. Und inmitten dieses normalen Dauerumbruchs dann Tacitus und Thukydides. Zunächst, so Clausen, hätte die Beschäftigung mit ihren unverwendbaren Sprachen die Angst vor dem Lernen unbekannter Sprachen überhaupt genommen. Außerdem habe man „einen ganzen von der Neuzeit unbeflissenen Kulturkreis kennengelernt“. Fast übersetzt man sich das nach dem Gesagten mit „einen Kulturkreis, der seinen krassen sozialen Wandel schon hinter sich hatte“. Homer wurde als Berichterstatte eines Handelskrieges gelesen, die Lehre von den Herrschaftsformen und von der Tyrannei fand versuchsweise auf Hitler – ein hässlicher Alkibiades? – Anwendung. Von den Mietsoldaten am Ende des Peloponnesischen Krieges schien es nicht weit zu den Freikörpern, die von der SA eingesammelt wurden.

Es wurde, mit anderen Worten, munter anachronistisch gelesen. Wie denn auch anders? Die Antike erschien, nicht zuletzt aufgrund der vergleichsweise übersichtlichen Textmenge, als Welt im Kleinen, in die jedwede Frage aus der Welt im Großen hineinprojiziert werden konnte: Grundsatzmaterial gewissermaßen. Vor allem aber: Sie schien in jenem krassen Wandel stabile Deutungen, „wohlgeordnete Geschichten“ (Clausen) bereitzuhalten. Die Antike steckte voller Beispiele, auch wenn man nicht sofort weiß und es umstritten bleibt, wofür es Beispiele sind. Es müssten nicht alle Oberschüler sein, meint Clausen, die mit diesen Stoffen vorwärtskommen sollten. Aber es sei unverhandelbar, dass es sechs bis zehn Prozent eines jeden Abiturjahrganges zu sein hätten. JÜRGEN KAUBE